

Romanze in Marseille. Teil 5

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Der Wirt lauschte dem Lob entzückt, fast wie eine umworbene Schöne einer Liebeserklärung zuhört; das Lob erschien ihm wohl selbstverständlich und doch musste es täglich neu gesungen werden. Nach einer Weile sagte er, als würde er ein Geheimnis von weittragender Bedeutung preisgeben, er schenke *nur* gute Weine aus. Er pfeife auf *décoration* und *présentation*, der Wein jedoch müsse auch ihm selber munden. Es freue ihn aufrichtig, dass auch sie als Ausländer seinen Wein zu schätzen wüssten. Er selber habe den Weg ins Ausland noch nie gefunden, er reise überhaupt nicht, das sei doch beklagenswert mühevoll und ausserdem gefährlich. Ob sie von dem neuerlichen Eisenbahnglück in Amerika nicht gehört hätten? Ihn schaudere, wenn er nur daran denke — auf diese Art und Weise umzukommen, das sei doch deprimierend, gewissermassen unheimlich. Er vermute übrigens, dass ihn das Heimweh schon am zweiten Tag umbringen würde, und er müsse ja auch immer wieder diese Ausländer bewundern, denen es offenbar Spass mache, unsägliche Strapazen auf sich zu nehmen. Schon oft habe er sich gedacht, dass diese Menschen sich unglücklich fühlen müssten oder schlechten Wein zu Hause hätten, sonst würden sie doch nicht herumreisen. Zudem sei es ihm schlechthin unmöglich, fremde Weine zu goutieren. Dies schien das entscheidende Argument zur Deutung seiner Reiseunlust zu sein.

Der Schankwirt sprach gemütvoll und mit bedachtsamen Kunstpausen, wie ein Mensch, der ungeheuer viel Zeit vor sich zu haben glaubt und sie bedenkenlos verschwendet. Die Ausländer lauschten höflich seinen Worten und tranken hin und wieder einen kleinen Schluck von dem ruhmvollen Wein. Und es war gut, die Glieder zu entspannen und in der Kellerkühle zu sitzen, fast unbegreiflich still und weltabgeschieden erschien ihnen das Trinkgewölbe nach dem tosenden Lärm und Wirbel der Canebière.

Von höchst persönlichen Neigungen in bezug auf Weinqualitäten, auf das nicht zu fette Essen

und den Schlaf der Gerechten, griff der Wirt ziemlich unvermittelt einen populären französischen Minister an, dessen Weibergeschichten bis zu ihm gedrungen waren. Die Weibergeschichten, so meinte er tolerant, seien ihm in jeder Beziehung piepe, von ihm aus könne sich der Minister einen Harem mit einem halben Hundert mannstoller Weiber halten, denn er persönlich habe als Mann aus dem Volke mit einer einzigen Frau schon Kummer und Sorgen genug. Aber — er hob warnend seinen dicken Zeigfinger — zu der skandalösen Politik dieses Hahns habe auch der Mann aus dem Volke ein Wörtlein zu sagen; der gewöhnliche Citoyen, dies betonte er nochmals ausdrücklich, lasse sich nicht auf die Nase und so weiter.

Martin blickte seinen Begleiter ratlos an. Dieser lauschte den Worten des Wirtes, als verzapfe er nicht nur spanische Weine, sondern auch letzte staatspolitische Weisheiten. Die Aufmerksamkeit Franks war ihm vorerst noch unverständlich; das war ja eine Schiessbudenfigur, ein übermässig von sich eingenommener Fettsack. Doch ihm ging endlich ein Licht auf, als der Dicke sie mit einer ermunternden Geste ermahnte, die Gläser auszutrinken, er wünsche, ihnen ein Glas auf seine Kosten anzubieten.

Es war nicht notwendig, diese Aufforderung zu wiederholen. Sie tranken die Gläser bereitwillig leer, der Wirt ergriff sie mit seinen Wurstfingern und watschelte behende in den Hintergrund.

Frank grinste lautlos, so als wollte er sagen: siehst du, auch der grösste Bockmist macht sich bezahlt!

Der Schankwirt erschien von neuem schlurfend, stellte die Gläser vor die aufmerksamen Ausländer hin und nickte einladend.

Der Wein war gut, das liess sich nicht leugnen. «Ich darf nicht zu viel trinken!» warnte eine Stimme in Martin; er erinnerte sich plötzlich der Schauermärchen, die er oft genug gehört und auch gelesen hatte; von den abenteuerdurstigen Schweizern, die man betrunken gemacht und dann

in die Fremdenlegion verschleppt hatte. Vielleicht war auch dieser Schankwirt ein Agent der Legion?

Dieser hatte sich seufzend gesetzt und seine Arme auf den Bauch gelegt. Er griff jetzt einen Gesprächsstoff auf, der jedem Marseillaner am Herzen liegen musste. Es liefen zu wenig Schiffe aus und zu wenig ein. Der Hafen sei tot, aber das könnten sie als Ausländer niemals beurteilen. Der grosse Jammer sei angebrochen. Wo doch schon in der heiligen Schrift schwarz auf weiss zu lesen sei, dass der Mensch im Schweisse seines Angesichtes sein Brot zu essen habe! Natürlich trügen allein die Politiker die Schuld an dieser Katastrophe — und die Kapitalisten, die Imperialisten, die Bolschewisten! Er wollte den beiden gerade mit behaglicher Gründlichkeit auseinandersetzen, warum die Politiker, Kapitalisten, Imperialisten und Bolschewisten Schufte und Schurken seien, als der Glasperlenvorhang aufklirrte und ein neuer Gast über die zwei Stufen mehr hinuntertorkelte als trat.

Er grüsste nicht, legte neben Martin einen Arm stützend auf die Theke, stiess mit der freien Hand den Hut in den Nacken und glotzte den Wirt aufreizend starr an. Dann streckte er überraschend die Rechte mit dem Zeigefinger wie eine Lanze aus und lallte mehr als er sprach: «Machst du wieder Politik — François... du missratener Aussenminister... Mon dieu... ich bin... bin ziemlich wahrscheinlich besoffen... Hast du wieder an der Regierung herumzukritisieren! Du Saftladenrevolutionär! Meine Frau wird wieder sehr traurig sein... traurig sein, wenn sie mich in diesem Zustand sieht! Sie wird sagen... mein armer Gaston — du bist ein bedauernswerter Mensch, wird sie sagen... mein Engel...» Unvermittelt herrschte er den Schankwirt an: «Was starrst du mich an wie ein Gespenst! Bin... bin ich dir nicht mehr gut genug? Hast du keinen Wein mehr... bist du ausverkauft? Warum bringst du keinen Wein? Wozu falle ich in deine Spelunke? Um dich anzuschauen? Doch nicht um mit dir zu politisieren!»

Der neue Gast war streitsüchtig und hatte den Wirt eigentlich mehrmals beleidigt, aber dieser glitt nur lautlos von seinem Stuhl, widerstrebend und offensichtlich wenig erfreut über die unliebsame Störung. «Olalala...» sagte er nur gutmütig lächelnd und fügte gelassen hinzu: «Sie sind unverbesserlich, Monsieur Gaston — wirklich unverbesserlich...» Er schüttelte aufrichtig betrübt den Kopf. «Sie haben doch einen guten

Verstand, einen guten Kopf, Monsieur Gaston, und...»

«Was geht dich mein Kopf an, mon vieux! Ist doch mein Kopf! Unverkäuflich! Du Dummkopf!»

Der Wirt lächelte nachsichtig wie ein Irrenpfleger. Ihn würde nicht einmal der Weltuntergang aus seiner Ruhe aufschrecken, dachte Martin staunend.

«Das muss noch einmal ein trauriges Ende nehmen mit Ihnen, Monsieur Gaston! Sehen Sie, ich bin doch tagtäglich hier auf dem Posten, seit vielen Jahren schon. Ich bin Schankwirt (er wandte sich auch an die Ausländer), aber ich trinke mit Verstand. Sie, Monsieur Gaston, *saufen* ohne Verstand, das ist zwar gut für mich, aber schlimm für Sie...»

Der Wirt lachte über sein Wortspiel, und seine Fleischmassen schwabbelten wie englischer Pudding. Lachend schlurfte er nach hinten.

«Hoho!» Monsieur Gaston blickte dem Wirt feindselig nach. «Wenn man mit Verstand... Verstand saufen will, wie du sagst, dann muss man doch zuerst einmal Verstand haben!»

Der Wirt lachte im Hintergrund, erschien dann mit dem vollen Glas — ruhig, gelassen, so als könnte ihn wirklich nichts auf dieser Erde erschüttern.

Der Betrunkene hatte seine Ellbogen auf die Theke gestützt und starrte vor sich hin. Dann fuhr er auf, ergriff zielsicher das Glas und trank gierig.

«Meine Frau ist ein Engel, François! Sie... sie hat ihr Schicksal gewiss nicht verdient — die Arme! Und meine Tochter? Mein Herzblatt! Sie blüht wie eine Rose auf — und ich, ich... François... ich bin ein Scheusal... ein Säufer...» Durstig trank er den Rest.

«Gewiss, Sie haben eine reizende Tochter, Monsieur Gaston. Ich habe sie zwar noch nie gesehen, aber wenn Sie es sagen, wird es so sein. Auch darum sollten Sie weniger trinken, denn alle Töchter verabscheuen ihre Väter, wenn sie betrunken sind... Schon in der heiligen Schrift...» «Genug!» Der Berauschte glotzte den Wirt wie eine Erscheinung an. «Zum Teufel mit deiner Spelunkenmoral!» herrschte er den Gutmütigen an. «Das... das geht dich überhaupt nichts an, was für eine Tochter ich habe, meine Tochter...» Er liess den Kopf müde sinken und murmelte einen lästerlichen Fluch.

François hob unangefochten seine Schultern und lächelte den Ausländern zu, so als wollte er sagen: am besten ist es, man lässt ihn reden — er ist ein unglücklicher armer Kerl, und wenn ein Schankwirt jemals heilig gesprochen werden könnte, dann doch meine hinfällige Wenigkeit. Plötzlich erleuchtete ihn ein Einfall. «Monsieur Gaston!» rief er erlöst, «hier, diese Messieurs sind Ausländer — ich glaube Deutsche! Sie sprechen doch gern Deutsch!»

Der Betrunkene wandte sich ruckhaft Martin zu, fixierte ihn krampfhaft und blickte dann auch Frank an, und zwar in einer Weise, als versuchte er mit übermenschlicher Anstrengung seine Trunkenheit mit einem einzigen tiefen Atemzug zu überwinden.

«Sie sprechen Deutsch?»

«Freilich», antwortete Günter Frank erwartungsvoll. Des Wirtes Mondgesicht strahlte salbungsvoll; es schien ihm zu behagen, dass sich die Aufmerksamkeit Monsieur Gastons nun den Ausländern, diesen Deutschen, zuwandte.

8.

Der Betrunkene raffte sich mit einem tiefen Einatmen auf, reckte seinen dürren Oberkörper, ergriff sein Glas, bemerkte jedoch enttäuscht, dass es leer war und sackte wieder in sich zusammen. «François!» Er bilckte den Wirt drohend an, «mein Glas . . . mein Glas ist leer! Wo hast du deine Augen? Und warum werden wir hier eigentlich nicht von einem hübschen Mädchen bedient?»

Die Augen des Wirtes blitzten auf, völlig unerwartet und überraschend. Monsieur Gaston musste ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen haben, denn er antwortete kühl: «In diesem Lokal haben Weiber nichts zu suchen, Monsieur, wenigstens solange ich lebe. Wenn Ihnen meine Bedienung nicht gefällt — tant pis . . . Gehen Sie in die Rue Bouterie . . .» Er deutete mit seinem kurzen Daumen über die Schulter: «Dort drüben hat es Mädchen en masse, hübsche und hässliche, lasterhaft sind sie alle. Hier werden Männer mit gutem Wein bedient, Monsieur Gaston, das sollten Sie längst wissen, für Männer, die ein gutes Glas Wein trinken wollen, bin ich da . . .»

Der Wirt hatte würdevoll gesprochen, mit einer unerschütterlichen Bestimmtheit.

«Alter Dummkopf!» rief Monsieur Gaston bezaubert und gerührt, «bist du schon wieder beleidigt!»

Er wandte sich lachend den Ausländern zu und fuhr deutsch sprechend fort: «Was . . . was sagen Sie zu diesem eigensinnigen Dickwanst — ist er nicht köstlich? Habe ich ihn nicht gut aufgezogen? Er sieht . . . Er sieht aus, wie wenn er von Pudding gemacht worden wäre, aber wenn man von Frauen spricht, dann wird er zu einem Fels, zu Granit.» Er lachte und in seinem Lachen war Bewunderung für den Wirt, der die Gläser ergriffen hatte und nach hinten geschlurft war. «Der alte Hafen ist doch ein einziges Bordell mit Weibern aller Kontinente und Nationen und in jeder erdenklichen Preislage. Heerscharen von Matrosen aus allen Häfen der Welt haben hier Erleichterung gefunden, scheusslich, nicht auszudenken, diese seelenlose Besamung, aber dieser Dicke da, dieser Sancho Pansa — er duldet keine Mädchen in seinem Tempel — wunderbar!»

Monsieur Gaston lachte gluckernnd, fasste sich jedoch schnell und meinte ernst werdend: «Er hat recht, tausendmal recht hat er, es muss doch auch noch Menschen geben, die nicht von der käuflichen Liebe leben!»

Monsieur Gaston sprach ein auffallend korrektes Deutsch mit dem weichen wattigen Akzent seiner Muttersprache, und wie viele Franzosen verschluckte er das H, indem er «aben sagte anstatt haben, 'aus anstatt Haus, 'eiliger anstatt Heiliger. Er war stolz auf die Beherrschung der deutschen Sprache, ja es schien sogar, als habe ihn die Aussicht, mit seinem Deutsch zu brillieren, ein wenig ernüchtert. Indessen war das nur scheinbar der Fall, denn als nun der Wirt mit dem gefüllten Glas zurückkam, schrie er: «Und diese Herren, du Eunuche! Ich wünsche, dass sie mit mir trinken! Ich trinke ja doch auf verlorenem Posten. Wenn mein Engel wüsste! Oh, verflucht, warum hänge ich mich nicht auf! Tongking! Madagaskar! Trinken Sie aus!» bat er die beiden. «Wir wollen zusammen ein Glas auf unser Wohl trinken! Trinken Sie!»

Und sie tranken, während der Wirt gutmütig den runden Kopf schüttelte, die leeren Gläser ergriff und zu den Fässern schlurfte.

Der Betrunkene schwafelte von einem endlich zustande gekommenen deutsch-französischen Freundschaftsbund beim dicken François, da ja die Freundschaftsbeteuerungen an der Berliner Wilhelmstrasse und am Quai d'Orsay doch nur Narrenposen seien.

Günter Frank belustigte sich und trank genieserisch. Martin erkannte ihn kaum wieder. Er

hatte auf einmal gerötete Wangen, seine nahebeieinander stehenden Augen blickten nicht mehr so durchdringend und sarkastisch. Er schien sich mit der Welt und seinem Schicksal versöhnt zu haben.

Und von neuem erschien der Wirt mit gefüllten Gläsern, die sie ergriffen und klingend anstießen.

«Auf Ihre Gesundheit!» sagte Monsieur Gaston manierlich. «Schmeckt er nicht ausgezeichnet? Ein Wein, der gut und billig ist. Ja, unser François weiss seinen Wein zu halten... Wissen Sie, dass ich Frontkämpfer war? Aber wozu brauchen Sie das zu wissen... Die deutsche Sprache habe ich schon als Kind sprechen gelernt. Ich kenne Ihre Heimat hahaha... Ein schönes Land — Wotans Reich! Und eine barbarische Sprache, verzeihen Sie. Kann eine Sprache überhaupt schön sein, wenn Racine nicht mit ihr gedichtet hat?»

Günter Frank lachte. «Die Dichter können ihre Sprache ja nicht wählen», sagte er zögernd und unsicher. «Frankreich hatte Racine, Deutschland beispielsweise Goethe. Goethe wäre auch als Franzose ein grosser Dichter geworden, glauben Sie nicht?»

«Ja, euer Goethe! Lesen denn die Deutschen ihren Goethe? Verzeihen Sie. Ich liebe die Uebertreibung. Ich bin besoffen... Und ich spreche über Goethe... aber Goethe hat auch getrunken, ich glaube zwei Liter Rotwein im Tag... Die Dichter sollten wieder mehr trinken, dann würden ihre Gedichte lesbarer... Aber Sie haben recht: Goethe wäre sogar in Marseille ein grosser Dichter geworden. Goethe und Hölderlin! Jede Nation ist furchtbar stolz auf ihre einbalsamierten Dichter, mit denen man die Jugend in den Schulen foltert und die patriotischen Reden würzt... Man feiert sie und besalbt ihr Andenken, man giesst sie in Gips und kann sie im Panoptikum bewundern... Eigentlich liebe ich ja Ihre Sprache, und viele Werke Ihrer Dichter habe ich sogar gelesen — einst...» Er lächelte wie verzückt vor sich hin, schwelgte in Erinnerungen. «Das war noch eine gute Zeit... Sie glauben mir nicht? Ich werde es Ihnen beweisen, warten Sie...» Er blickte angespannt sinnend zur Decke, dann leuchteten seine Augen auf, die das von Falten und Fältchen zerfurchte und gelblich getönte Antlitz eigenartig belebten, und er deklamierte beglückt:

«Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!

Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,

Dass williger mein Herz, vom süssen

Spiele gesättigt, dann mir sterbe!

Was sagen Sie!» rief er mit einem unbändigen Stolz. «Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir...»

Er blickte die beiden erregt an, mit geweiteten Augen. «Was ist das? Wer hat das geschrieben? Diese herrliche Strophe?»

Sie waren ratlos.

«Sie wissen es nicht? Oh, Sie wissen es nicht! Sehen Sie!» Er frohlockte. «In dieser Spelunke, beim dicken François, müssen Sie erfahren, wer diese wunderbare Strophe geschrieben hat. Hölderlin! Aber ich weiss nicht mehr weiter — mein armer Kopf. François, was weisst du vom armen Hölderlin! Was weisst du überhaupt vom Leben, du hast nur Zellen aufgebaut... bist dick und fett geworden... du glücklich Unwissender! Wie ein Maulwurf lebt er zwischen seinen Flaschen...»

Der Wirt lächelte verständnislos, ohne Misstrauen.

«Sie haben Hölderlin gelesen?» fragte Frank mit einem bewundernden Staunen. «Ja, mit diesem Dichter hat man uns in der Schule auch gefoltert. Ich habe ihn nicht verstanden. Ich mag Dichter nicht, die verrückt geworden sind. Aber dieser Vers — ja, er ist schön! Ich hätte es nie gedacht. Vielleicht muss ich nach Feuerland fahren, um zu wissen und zu erleben, dass auch Schiller schöne Verse geschrieben hat...»

«Sehen Sie! Aber deswegen brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen, mein Freund! Das kommt in den besten Nationen vor... Ja, früher habe ich oft Hölderlins Gedichte gelesen, auch Goethe. Schau ich denn wie ein Dummkopf in die Welt? Oder wie ein Ignorant! Trinken wir auf Hölderlin! Er verdient es. Und man muss immer einen Anlass haben zum Trinken... besser auf ihn zu trinken als auf die Germania...»

Er lachte zerquält, sank vornüber, wie erschöpft und schien zu weinen.

Die drei schauten sich an. Der Schankwirt lachte breit, und Martin fand diese Zecherei jetzt wundervoll. Er spürte den Wein auf jene angenehme, erhebende, belebende Weise, die die Menschen zu seinem Sklaven macht. Eigentlich wäre er auch gern zu Wort gekommen, denn bisher hatte er nur zugehört, zugestimmt, sich verwundert und mitgemacht. Dass ihn Monsieur Gaston auch für einen Deutschen hielt, behagte ihm weniger und verletzte sein nationales Selbstbewusstsein an diesem Tag zum zweitenmal.

(Fortsetzung folgt)